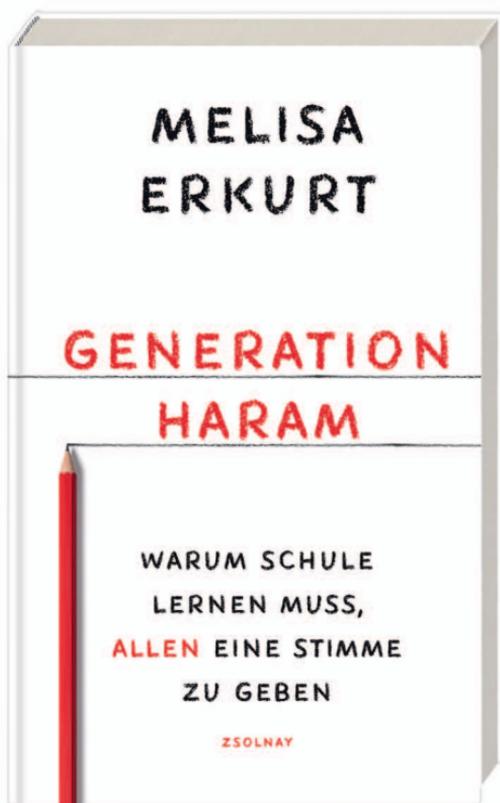


Leseprobe aus:
Melisa Erkurt
Generation Haram



© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Melisa Erkurt

GENERATION HARAM

Warum Schule lernen muss,
allen eine Stimme zu geben

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Stadt Wien,
Wissenschafts- und Forschungsförderung.

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-552-07210-7

© 2020 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Namen von Kindern und Jugendlichen wurden geändert.

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorenfoto: © Vedran Pilipovic

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motive: © Peter Dazeley/mrs/Getty Images

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Für alle, die nie eine Chance hatten.
Für die Verlierer dieses Bildungssystems.
Das ist für uns.

Und für meine Mama.
Für dich war ich trotz allem immer eine Gewinnerin.
Alles für dich.

INHALT

VORWORT

Jetzt sind mal die Verlierer dran mit Reden! 9

CHANCENLOS VON ANFANG AN

Bildungsalltag vom Kindergarten bis zur Matura 15

DAS PRIVILEG, EINE HEIMAT ZU HABEN

Österreich, der Rassismus und ich 35

»WIESO KÖNNEN SIE SO GUT DEUTSCH?«

Ich und die Sprachen 47

#METWO

Wenn Migranten den Mund aufmachen 62

GENERATION HARAM

Warum es Vorbilder braucht 79

MUHAMMED IST EIN URTEIL

Die Männer, die mir nahestehen 96

MUSLIMISCHE MÄDCHEN

Die Debatte auf ihrem Kopf 101

KUNST IST NUR FÜR ÖSTERREICHER	
Die Schule hat die Chance, alle zu erreichen	115
VORZEIGEMIGRANTIN	
Aufstieg trotz aller Widerstände	122
VERGESST DIE ELTERN	
Bestraft werden immer die Kinder	131
WAS IST EINE »BRENNPUNKTSCHULE«?	
Großartige Kinder gibt es überall	147
VERLIERERIN BIS ZULETZT	
Ich bin noch immer eine von ihnen	156
SCHULE IN DER KRISE	
Corona entblößt die Ungerechtigkeit	171
ZIELE – ZUM SCHLUSS	184
LITERATURHINWEISE	190

VORWORT

Jetzt sind mal die Verlierer dran
mit Reden!

Im Dezember 2016 habe ich eine Reportage mit dem Titel »Generation haram«, über die Verbotskultur muslimischer Teenager in Wien, veröffentlicht, die in Österreich und auch über die Grenzen hinaus für Schlagzeilen sorgte. Nach drei Jahren Leitung eines Schulprojekts an Wiener Brennpunktschulen hatte ich einen Einblick in österreichische Klassenzimmer gewonnen. Ein gefährlicher Trend, den ich damals beobachtete: Muslimische Burschen schränken mit »haram« (»verboten« im Islam)-Rufen den Alltag ihrer muslimischen Mitschülerinnen ein.

Die Öffentlichkeit sehnte sich offenbar nach jemandem, der endlich ansprach, was sich irgendwie alle schon dachten: Diese muslimischen Kinder und Jugendlichen sind das eigentliche Problem. Angebliche Schweinefleisch- und Niko-loverbote in Schulen, Zwangsheirat von jungen Mädchen, reaktionärer Islamunterricht, mangelnde Deutschkenntnisse, abwesende und streng konservative Eltern und vor allem das Kopftuch – über kaum eine Gruppe wird mehr diskutiert als über migrantische und speziell muslimische Schülerinnen und Schüler.

Als 2018 das Buch »Kulturkampf im Klassenzimmer« der Wiener Lehrerin Susanne Wiesinger erschien, eine Abrech-

nung mit dem Stadtschulrat, der gescheiterten Integration und vor allem dem Islam, gerieten muslimische Schülerinnen und Schüler erneut in den Fokus der Öffentlichkeit. Es scheint, als könnte man vieles, was in »Problemschulen« falsch läuft, an ihnen festmachen. 2018 habe auch ich entschieden, mehr darüber zu erfahren, und nach drei Jahren beim Migrant*innenmagazin *biber* und Schulprojektleitung mit über 500 Schülerinnen und Schüler aus ganz Wien beschlossen, selbst an einer Schule zu unterrichten. 2016 hatte ich bereits mein Lehramtsstudium für Deutsch und Psychologie und Philosophie abgeschlossen, im Schuljahr 2018/19 habe ich die Fächer erstmals an einer Wiener AHS mit über achtzig Prozent Migrationsanteil unterrichtet. Ich dachte, mich könnte nach meiner Arbeit aus den Jahren zuvor mit so vielen unterschiedlichen Schülerinnen und Schülern nichts mehr überraschen. Aber welche Schwierigkeiten wirklich vorherrschen und wie schwer wir da wieder herauskommen, wurde mir erst in diesem einen Jahr wirklich bewusst. Dann kamen das Jahr 2020 und Covid-19, das Virus, das die Welt lahmlegte. Corona kostete Menschenleben, Arbeitsplätze und Existenzen und ließ die soziale Schere weiter aufgehen – so auch im Bildungsbereich. Corona offenbarte die Folgen sozialer Ungleichheit in der Schule schonungslos, so dass spätestens ab diesem Zeitpunkt keiner mehr sagen kann, er hätte nicht gewusst, wie ungerecht unser Bildungssystem ist. Es zeigte sich, dass in Wirklichkeit nur Kinder mit bildungsnahen Eltern eine Chance haben, meist Kinder ohne Migrationshintergrund.

Trotzdem sind es in der Bildungsdebatte meist autochthone privilegierte Personen, die über die weniger privilegierten Kinder und Jugendlichen und ihre Familien schrei-

ben und berichten, über jene Gruppe, die offenbar die größten Probleme in der Schule hat und – laut vielen – auch macht. Ich habe selbst Migrationshintergrund, muslimischen Background und bin als Flüchtlingskind 1992 im Zuge des Jugoslawienkriegs aus Bosnien-Herzegowina nach Österreich geflüchtet. Ein muslimisches Flüchtlingsmädchen mit Arbeitereltern, die ihm in der Schule nicht helfen konnten – eine klassische Bildungsverliererin also, mein Schicksal schien laut Statistik schon vorgezeichnet, denn in Österreich wird Bildung nach wie vor vererbt, Menschen mit meinem sozioökonomischen und kulturellen Background werden keine Hochschulabsolventinnen.

Auch ich schien anfangs diese Rolle zu erfüllen: Im Kindergarten habe ich nicht gesprochen, nicht, weil ich kein Deutsch konnte, sondern weil mich die neuen Eindrücke überforderten. In der Volksschule sprach ich weiterhin kaum, man hätte meine Introvertiertheit auch hier leicht mit mangelnden Deutschkenntnissen oder der Unterdrückung muslimischer Mädchen erklären können. Meine Eltern wussten weder ob ich die Hausübung erledigt, noch wann ich Schularbeiten hatte, sie arbeiteten rund um die Uhr. Obwohl ich lauter Einser hatte, war zunächst nicht klar, ob ich ans Gymnasium (AHS) kommen sollte, vielleicht doch an die Hauptschule (NMS) oder gar die Sonderschule wie meine Cousins? Zufällig landete ich im Gymnasium. Nach der vierten Klasse Unterstufe riet trotz guter Noten sogar mein Vater mir, lieber eine Lehre zu machen, Matura brauchen Kinder wie ich nicht. »Solche wie wir dürfen in Österreich nur arbeiten, nicht studieren«, sagte er. Ich maturierte trotzdem und schloss einige Jahre später die Universität ab – das Gefühl, da aber gar nicht hinzugehören, blieb bis zuletzt.

Vor Jahren war ich dieses kleine muslimische Mädchen, das nicht sprach, ich weiß also gut, wie es sich anfühlt, wenn immer andere über und für einen sprechen. Ich habe lange gebraucht, bis ich meine eigene Stimme gefunden habe. Und jetzt, da ich sie habe, werde ich nicht mehr leise sein, ich werde auf all jene hinweisen, die sonst immer nur als Objekte in der Berichterstattung vorkommen.

Ich habe mit hunderten Schülerinnen und Schülern zusammengearbeitet, die genauso aufgewachsen sind wie ich. »Wieso sprechen Sie so gut Deutsch, wie haben Sie es geschafft, etwas zu werden?«, fragten mich diese Kinder und Jugendlichen oft. Dabei war ich weder klüger als sie, noch hatte ich bessere Voraussetzungen. Schaut man sich die Biografien von erfolgreichen (oder was die Mehrheitsgesellschaft zumindest als erfolgreich empfindet) Migrantinnen und Migranten an, sind sie oft sehr ähnlich: Es gab da eine Person in ihrer Bildungslaufbahn, die an sie geglaubt hat. Dass sich das Bildungssystem eines der reichsten Länder der Welt auf eine einzelne Person verlässt, ist ein Skandal. Aber auch wir Bildungsaufsteigerinnen und -aufsteiger haben Diskriminierung, vor allem in der Schule, erfahren, die uns hat doppelt und dreifach mehr leisten lassen als unsere autochthonen Mitschülerinnen und Mitschüler, um zu beweisen, dass wir hierhergehören.

Welche Auswirkungen dieses Overperforming von Migrantinnen und Migranten hat, wird sich erst in Zukunft zeigen. Fest steht aber, dass ich lange dachte, dass Bildung der Schlüssel zur gelungenen Integration sei. Ich schloss die Uni ab, war nie arbeitslos, habe die deutsche Sprache sogar studiert, und trotzdem erlebe ich nach wie vor Diskriminierung. Genauso wie meine ehemaligen Schülerinnen und

Schüler. Auch die bestausgebildeten Migrantinnen und Migranten stoßen in Österreich noch immer an eine gläserne Decke. Mit welcher Motivation soll sich so die nächste Generation von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund einen Bildungsaufstieg erarbeiten? Es ist ein Märchen, ihnen zu erzählen, dass sie mit Bildung in Österreich alles erreichen können.

Im Gegensatz zu mir fehlt den meisten von ihnen aber die Sprache, um auszudrücken, was falsch läuft, und das Selbstbewusstsein, Veränderung einzufordern. Denn auch das habe ich in den letzten Jahren gelernt: Das Deutsch und der Selbstwert vieler Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die hier geboren oder aufgewachsen sind, ist katastrophal. Der Unterricht – allen voran der Deutschunterricht –, wie er heute geführt wird, wird dieses Defizit niemals ausgleichen können, egal wie engagiert die Lehrperson ist. Ich habe in meinem Unterrichtsjahr alle pädagogischen und fachlichen Tricks angewandt und habe am Ende des Schuljahres die Klassen verlassen, mit dem Wissen, dass die meisten von ihnen trotzdem nie ausreichend gut Deutsch sprechen und schreiben werden, um ihr vorgezeichnetes Schicksal zu durchbrechen. Woher sollen sie auch die Motivation nehmen, das Schicksal zu durchbrechen, wenn da niemand ist, der als Vorbild dient, der an sie glaubt? Und eines kann ich Ihnen sagen: Es braucht unfassbar viel Motivation, so viel, wie man eigentlich von keinem Kind verlangen kann, um diese ungeheure Anstrengung aufzuwenden, das vererbte Bildungsschicksal anzukämpfen.

Was hat sich also getan, seit ich 1992 nach Österreich kam? Seit ich 2016 »Generation haram« veröffentlichte? Seit ich 2018 Lehrerin wurde? Dominieren muslimische Verbots-

kultur und Kulturkämpfe die Klassenzimmer? Werden Migrantenkinder auch in absehbarer Zukunft die größten Leistungsnachteile im österreichischen Bildungssystem erleiden? Wächst gerade eine Generation ohne Sprache und Selbstwert heran, der einfach keiner zuhört, während die immer Gleichen das Wort in der Bildungsdebatte erhalten? Jetzt sind mal die Verlierer dran mit Reden!

CHANCENLOS VON ANFANG AN

Bildungsalltag vom Kindergarten
bis zur Matura

Ich schaffe es gerade noch ins Lehrerinnen-Klo. Dann breche ich in Tränen aus, wie eine halbe Stunde zuvor noch meine Schülerin. Ich hatte der Klasse ihre Deutsch-Schularbeiten zurückgegeben, und Hülya hatte wieder ein Nicht genügend. Sie hörte sich tapfer meine Worte an, dass die Note lediglich eine Momentaufnahme sei, nichts über sie oder ihr Können aussage, dass wir das bis zur nächsten Schularbeit schon gemeinsam hinkriegen würden, dass ja außerdem auch andere Leistungen zur Endnote beitragen. Sie nickte und schwieg, ihre braunen Augen wichen meinem Blick aus.

Es ist dieser Blick, der mir im Laufe des Schuljahres leider zu oft begegnet ist, der Blick der krampfhaft versucht, keine Tränen zuzulassen, nicht mehr weiterweiß, sich fragt, wie den Eltern erklären, dass es wieder ein Fünfer ist, den Eltern, die kein Geld für Nachhilfe haben, selbst nicht helfen können, manchmal gar nicht wollen, dass das Kind in eine weiterführende Schule geht. Die sich von dem Fünfer darin bestätigt fühlen, dass ihr Kind nicht gut genug für die Schule ist. Hülya glaubt sowieso längst, dass sie nicht gut genug für das Gymnasium ist. Politik und Gesellschaft glauben es auch. Denn Kinder mit Hülyas Background schaffen selten einen Bildungsaufstieg. Wie könnte Hülya also selbst daran glauben?

Schon in der Volksschule rieten ihr die Lehrer zur Neuen Mittelschule (NMS), sie wollte aber ins Gymnasium und setzte sich durch. Doch seit der ersten Klasse Gymnasium führen die Professorinnen und Professoren immer wieder Gespräche mit ihr und ihrem älteren Bruder, Gespräche darüber, dass sie vielleicht an die Neue Mittelschule wechseln sollte, dann eine Lehre machen. Hülya sei doch so fleißig.

Auch ich sollte so ein Gespräch mit Hülya und ihrem Bruder führen, die Eltern sprechen nicht Deutsch, also kommt der Bruder mit, der nicht älter als zwanzig sein kann. Die Eltern sitzen im Hintergrund und hören stumm zu. Ich kenne die Familie nicht, ich weiß nicht, ob sie wollen, dass Hülya ein Gymnasium besucht, oder ob es dem Bruder recht ist, dass die Schwester nach der Pflichtschule aufhört. Lehrerkollegen, die Hülya schon länger unterrichten, raten mir, ihr andere schulische Optionen ans Herz zu legen, aber ich weiß aus Gesprächen mit dem Mädchen, dass sie unbedingt am Gymnasium bleiben will. Doch auch mir ist klar, dass sie es mit diesen Deutschkenntnissen, dem fehlenden Selbstwertgefühl und der nicht vorhandenen Unterstützung zu Hause nicht bis zur Matura schaffen wird. Andere Kollegen wieder fürchten, dass Hülyas muslimische Eltern wollen, dass sie heiratet und daheimbleibt. Ich weiß nicht, wie sie darauf kommen, es gibt überhaupt keine Anzeichen in diese Richtung, aber plötzlich schwirrt auch mir vor dem Gespräch mit ihrer Familie dieser Gedanke durch den Kopf. Ich bringe es am Ende nicht über mich, der Familie zu raten, Hülya von der Schule zu nehmen, sie möchte doch so gerne bleiben, außerdem ist sie doch erst dreizehn, wer weiß, wie sie sich entwickelt. Ich lege der Familie stattdessen eine gute Nachhilfelehrerin und ganz viele Bücher ans Herz.

In anderen Worten: Ich habe als ihre Lehrerin versagt. Eigentlich sollte es keine Nachhilfe brauchen, ich als ihre Lehrerin sollte das ausgleichen können. Ich habe in meinem Lehramtsstudium aber nicht gelernt, wie ich Schülerinnen wie Hülya unterrichte. Ich habe nur gelernt, wie ich Annas und Pauls unterrichte und mich dabei auf ihre zusätzliche Unterstützung von daheim verlasse. Im Prinzip habe ich also gelernt, wie ich Hülyas aussortiere, damit weiterhin hauptsächlich Kinder aus bildungsaffinen Familien das Gymnasium abschließen und alle anderen abgeschreckt werden.

Wie sich Hülyas Familie Nachhilfe leisten soll, kann ich ihr nicht sagen. Für ein Mädchen wie Hülya wäre eine kostenlose Ganztagschule mit Betreuung in Kleingruppen die Rettung. Vielleicht schaffe ich es nicht, Hülya abzuschreiben, weil sie mich an mich erinnert. Ich hätte damals auch nicht ans Gymnasium gehen sollen, sogar mein Vater meinte, dass das nichts für mich wäre. Aber genau wie Hülya wollte ich unbedingt.

All das geht mir durch den Kopf, während ich die Schularbeiten austeile, noch blickt Hülya hoffnungsvoll durch den Raum, sie scheint zuversichtlich, diesmal zumindest ein Genügend geschafft zu haben, schließlich hatte sie doch geübt. Aber es hat nicht gereicht, obwohl ich bei der Benotung bereit gewesen wäre, alle Augen zuzudrücken, ihren individuellen Fortschritt zu berücksichtigen. Aber Hülya macht noch immer erhebliche inhaltliche und grammatikalische Fehler, sie schreibt »der Mädchen«, ihre Sätze ergeben keinen Sinn. Der sprachliche Ausdruck ist der eines Mädchens, das erst seit kurzem in Österreich ist.

Das dachte ich tatsächlich auch, als ich am ersten Schultag Hülya und die Klasse kennenlernte. Und zwar nicht nur

bei ihr, ich war mir nach dem ersten Kennenlernen bei vielen sicher, dass sie noch nicht allzu lange in Österreich leben konnten. Doch sowohl Hülya als auch der Rest der Klasse war hier geboren oder zumindest aufgewachsen und besuchte zu dem Zeitpunkt die dritte Klasse eines Wiener Gymnasiums.

Wie hatte Hülya, die stellvertretend für viele Kinder und Jugendliche mit denselben Deutschdefiziten steht, es überhaupt bis ins Gymnasium geschafft, fragten sich all ihre Lehrerinnen und Lehrer, denn natürlich machte sich der Sprachmangel auch in den Nebenfächern bemerkbar. Wie soll ich es innerhalb eines Jahres schaffen, ihre rudimentären Sprachdefizite auszugleichen und gleichzeitig alle anderen zu unterrichten und den Stoff durchzubringen, fragte ich mich als ihre Deutschlehrerin.

»Wieso können Sie so gut Deutsch, obwohl Sie nicht von hier sind?«, ist die meistgestellte Frage, die mir Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund stellen. Sogar bei einem Vortrag vor angehenden Volksschullehrerinnen kam am Ende eine Gruppe von jungen Migrantinnen Anfang zwanzig zu mir, die mich für mein Deutsch bewunderten: »Man hört Ihnen gar nicht an, dass Sie nicht aus Österreich stammen«, sagten sie mir und äußerten ihre Ängste: »Werden uns die Eltern unserer österreichischen Schülerinnen und Schüler ernst nehmen, wenn sie unseren Akzent hören?« Das waren lauter junge Frauen, die in Österreich geboren und an Wiener Gymnasien maturiert hatten.

Das Niveau vieler Wiener Gymnasien in den sozioökonomisch schwächeren Bezirken unterscheidet sich kaum von dem einer Neuen Mittelschule. Oft haben die Kinder an den Gymnasien aber Eltern, die zumindest die Ressourcen hat-

ten, sich über die Schulwahl in Österreich zu informieren. Oft besuchten diese Kinder Volksschulen in den Bezirken, wo die meisten Kinder dieselben Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache haben wie sie selber, sodass die Volksschullehrerin entweder allen schlechte Noten hätte geben müssen oder die Notengebung individuell zu dehnen wusste.

Auch ich habe das getan. Wenn es nach dem Benotungssystem, das ich im Studium kennengelernt habe, gegangen wäre, hätte ich das ganze Schuljahr über niemandem ein Sehr gut oder ein Gut in Deutsch geben dürfen. Bis zu meiner Zeit als Lehrerin an einem Gymnasium war ich eigentlich der Meinung, dass eine Gesamtschule all unsere Probleme im Bildungsbereich lösen würde. Ich dachte, das Zweiklassenschulsystem würde fehlende Durchmischung, Konflikte und Deutschmängel produzieren.

Doch viele Gymnasien in Wien haben mittlerweile dieselben Probleme wie Neue Mittelschulen. Mir ist bewusst geworden, dass die Trennung der Kinder im Alter von zehn Jahren zwar noch immer viel zu früh, die Förderung in diesem Alter gleichzeitig aber viel zu spät kommt. Wenn man mit Volksschullehrerinnen spricht, berichten auch sie schon von einem Akzent beim Deutschsprechen, von geringem Vokabular und nicht vorhandener Grammatik bei Kindern, die hier geboren und aufgewachsen sind. Es ist also die vorschulische Bildung, auf die wir uns viel stärker konzentrieren müssen.